

Nr. 115 Bromberg, den 13. November 1924.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von Karl-August von Laffert.

(7. Fortsetzung.)

14.

Nagel hatte die Verlesung seiner Denkschrift beendet. Anschließend gab er noch eine kurze Erklärung über die vorbereitende Expedition, bei der er auf die Mitwirkung von Herrn Sanders hoffe, weil man durch die Wünschelrute am schnellsten feststellen könne, ob das ganze Unternehmen überhaupt möglich und aussichtsreich sei.

„Und einer derartigen Utopie wollen Sie Ihre Unterstützung leihen?" fragte Stratoff die Fürstin.

„Ich werde sogar den vorbereitenden Flug zum Nordpol mitmachen", erklärte Linda.

„Allerhand Achtung vor Ihrem Mut! Dazu gehört noch mehr als zu einem Besuch bei mir in Kalmikowskaja."

„Ich halte beides für nicht ganz ungefährlich", lachte Linda. „Und gerade darum reizt mich beides. Dürfen wir also auf Ihre pekuniäre Unterstützung rechnen?"

„Könnten Sie nicht den ersten Teil des Unternehmens den Männern überlassen und unterdessen den Erfolg bei mir in Kirgisia abwarten?"

„Ich werde nur zu Ihnen kommen, um von dort aus mit Herrn Sanders und Herrn Nagel den Flug gen Norden anzutreten. Sagen Sie Ihre Unterstützung zu?"

„Wie hoch schätzen Sie die Kosten des vorbereitenden Unternehmens?" fragte der Russe den jungen Ingenieur.

„Anderthalb Millionen Dollar."

„Davon stellte ich bereits eine halbe Million zur Verfügung", rief Linda.

„Die anderthalb Millionen Dollar gebe ich allein", sagte Stratoff.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll", rief Nagel begeistert.

„Danken Sie nicht zu früh, junger Freund. Ich stelle meine Bedingungen."

„Welche sind das?" fragte Sanders.

„Es sind mehrere", sagte der Russe. „Zunächst bringen Sie mir Ihr Flugzeug nach Kalmikowskaja. Paß und Einreiseerlaubnis werde ich Ihnen von meiner Regierung besorgen. Von Deutschland können Sie den Flug ja doch nicht antreten, weil Ihre lieben Freunde, die Franzosen, Ihnen einen Strich durch die Rechnung machen würden.

Sodann verlange ich einen ununterbrochenen Probeflug von mindestens 4500 Kilometer. Sonst kann ich meine verehrte Freundin, die Frau Fürstin, Ihnen nicht anvertrauen. Zu diesem Zwecke schlage ich die Strecke längs der sibirischen Bahn, etwa bis Tomsk, vor. Im Falle einer Panne haben wir dann die Bahn in der Nähe.

Die Verproviantierung, Ausrüstung und dergleichen überlasse ich Ihnen. Die übrigen Vorbereitungen dagegen, vor allem die Anlage von Benzindepots in Spitzbergen und Alaska, wünsche ich zu übernehmen. Der Staat Kirgisia unterhält ausreichende Geschäftsverbindungen sowohl mit Norwegen wie mit Nordamerika.

Schließlich müssen Sie sich verpflichten, mir das genaue Resultat Ihrer Forschungen mitzuteilen, damit ich in der Lage bin, zu beurteilen, ob alles nur ein schönes Phantasiegebilde war, oder ob sich tatsächlich ein gewinnbringendes Unternehmen daraufhin aufbauen läßt. Sollte letzteres der Fall sein, was ich nicht glaube, so würden dann erst die eigentlichen Schwierigkeiten des ungeheuerlichen Geldbedarfs beginnen. Das ist freilich noch Zukunftsmusik, aber ich möchte auf alle Fälle die spätere Rechtslage klären.

Wie denken Sie sich die Sache, Herr Nagel, falls ich etwa die Hälfte des Betriebskapitals aufbrächte und Sie die andere Hälfte?"

„Ich zweifle nicht, daß sich selbst in unserem verarmten Deutschland Geldgeber fänden, die ihre Kapitalien in einem derartig aussichtsreichen Unternehmen anlegen würden. In dem von Ihnen angenommenen Falle würden doch wohl Sie dieselben Rechte haben, wie meine etwaigen Hintermänner oder Aktionäre."

„Das wäre nicht gerecht", warf Linda ein. „Herr Nagel ist der Vater des Gedankens, der aber ohne die Tätigkeit des Herrn Sanders unausführbar bliebe. Beide Herren müssen daher, gleichgültig, wieviel Geld sie später dem Unternehmen zubringen, einen ausschlaggebenden Einfluß erhalten."

„Selbstverständlich bekommen die Gründer, zu denen Sie ja auch gehören, Fürstin, einen anständigen Gründergewinn", rief Stratoff. „Das ist bei jedem Geschäft so üblich. Mich interessiert nur die etwaige politische Lage des neuen Unternehmens. Wir werden Neuland in Besitz nehmen, das niemand bisher gehört. Mit anderen Worten, wir bilden einen neuen, unabhängigen Staat. Selbständigkeit ist schön, aber gefährlich. Täten wir nicht gut daran, uns einer Großmacht anzugliedern?"

„Sollen wir uns etwa Rußland anschließen?" fragte Linda.

„Das beste wäre es, falls Sie nicht für Rumänien plädieren. Deutschland kommt wohl kaum in Frage, weil wir dann vor räuberischen Übergriffen der Franzosen nicht sicher wären."

„Selbständig müssen wir bleiben", erklärte Nagel. „Natürlich habe ich den Gedanken, einen Teil der Einnahmen des neuen Staates meinem verarmten Vaterlande zuzuführen."

„Ihre etwas unpolitische Offenheit freut mich, junger Mann", sagte Stratoff. „Ich glaube, wir werden zusammen arbeiten können. Und da will ich ebenfalls offen sein und Ihnen mitteilen, daß der Staat Kirgisia auch zum großen Teile mit deutschem Kapital gegründet ist. Sollte Ihr Unternehmen Erfolg haben, so werde ich Sie persönlich mit meinem großen Kompagnon bekannt machen. Also wir sind uns wohl darüber einig, daß die Erträgnisse sowohl Deutschland wie Rußland zugute kommen sollen. Rumänien erhält natürlich auch seinen Teil", setzte er mit einer Verbeugung gegen die Fürstin hinzu.

„Ich glaube, im Prinzip können wir diesem Vorschlage zustimmen", meinte Sanders. „Jetzt müßte Herr Nagel uns noch auseinandersetzen, wann nach seiner Ansicht die Reise nach dem Nordpol beginnen kann. Lange Zeit haben wir nicht mehr, denn sobald der Herbst kommt, wird es in den nördlichen Breiten recht unangenehm."

„Ich kann sofort nach Deutschland fahren", sagte der Ingenieur. „Mit Hilfe meines Freundes wird die Ausrüstung und Verproviantierung des Flugzeuges in vierzehn Tagen vollendet sein. Geeignete Flugzeugführer und etwa zwei weitere Hilfskräfte stellt mir die Fabrik in Gotha. Sie verfügt über einen Stamm unternehmungslustiger und tüchtiger Leute. In spätestens drei Wochen hoffe ich dann in Kalmikowskaja einzutreffen."

„Wie groß wird Ihr Benzinbedarf in den Depots sein?" fragte Stratoff.

„Für jedes genügen 10 000 Liter."

„Ich werde sofort nach Kristiania und Neuyork telegraphieren und gebe Ihnen nach Gotha Nachricht, ob und wann das Benzin bereitgestellt ist. Wieviel Geld brauchen Sie für die Reise nach Deutschland?"

„Die Ausrüstung mit Proviant Kleidung, Benzin, Ersatzteilen und vor allem die Beschaffung der nötigen wissenschaftlichen und aeronautischen Instrumente dürfte 50 000 Dollar betragen", meinte Nagel.

„Sie bekommen einen Kreditbrief über 100 000 auf die Deutsche Bank in Berlin. Ist sonst noch etwas nötig?"

„Wie erhalte ich die Pässe für mich und meine drei Begleiter?"

„Die bekommen Sie auf der Sowjetbotschaft in Berlin. Ebenfalls über die Botschaft erbitte ich Nachricht, wann Sie in Gotha abfahren. Ein öffentliches Telegramm an mich wäre unratsam."

„Dann werde ich also noch morgen nach Deutschland abreisen", sagte Nagel. „Hoffentlich bereitet mir die Petroleumgesellschaft keine Schwierigkeiten."

„Dafür werde ich sorgen", sagte Linda. „Was raten Sie mir, an Kleidung mitzunehmen, und wieviel Gepäck darf ich mitbringen?"

„Das Flugzeug besitzt eine große Tragfähigkeit, so daß Sie sich in Ihren persönlichen Bedürfnissen nicht zu beschränken brauchen. Für die Polarfahrt rate ich zu bequemen, wollenen Kleidern. Die übrigen Kleidungsstücke für eine etwaige Landung im Nordlande werde ich für alle Teilnehmer besorgen. Sehr lieb wäre es mir, wenn Herr Sanders mich nach Deutschland begleiten könnte, um mich bei meinen Vorbereitungen zu unterstützen."

„Herr Sanders muß mich nach Kalmikowskaja bringen", sagte Linda.

„So ist es richtig", lachte Stratoff. „Die Frau Fürstin übernimmt bereits das Kommando der Expedition." Er wandte sich an Nagel. „Zeigen Sie uns, daß Sie nicht nur Ingenieur und Held sind, sondern auch ein tüchtiger Organisator. Es warten Ihrer noch ganz andere Aufgaben."

„In spätestens drei Wochen treffe ich bei Ihnen ein", sagte Nagel kurz.

„Gut, junger Freund", rief der Russe. „Ich prophezeite heute morgen bereits, daß Sie Glück haben würden. Beweisen Sie, daß ich recht hatte."

2. Teil.

1.

Sehr herzlich wurde das Wiedersehen der beiden Kriegskameraden. Als aber Martens vernahm, daß der lang gehegte Plan seines Freundes der Verwirklichung entgegenging, schien er doch bedenklich.

„Mißtraust du der Tüchtigkeit deiner Flugzeuge?" fragte Nagel.

„Die sind erprobt und über allen Zweifel erhaben. Aber schließlich steckt in jeder Maschine ein Kobold, der seine Tücken im ungünstigsten Augenblick hervorkehren kann. Und eine derartige Tücke vermag euch den sicheren Tod zu bringen."

„Hattest du solche Bedenken, wenn es galt, einen feindlichen Schützengraben zu nehmen?"

„Damals ging es um Deutschlands Ehre."

„Geht es jetzt um weniger? Ich will Deutschland wieder ehrlich machen und deutscher Tüchtigkeit zu neuer Geltung verhelfen."

„Dann fahre in Gottes Namen", sagte Martens. „Meine „Schwalbe" erhältst du umsonst gestellt. Wie steht es aber mit der Bedienungsmannschaft?"

„Verfügst du über tüchtige und anständig gesinnte Leute, die ihr Letztes hergeben würden?"

„Ich habe eine Anzahl prächtiger Jungen in meinem Betriebe: Ingenieure von Beruf, frühere Offiziere, aber auch famose Arbeiter. Willst du mit ihnen reden?"

„Am liebsten sofort."

Martens gab einige Anweisungen ins Telephon, und kurze Zeit darauf waren zehn junge Männer im Bureau ihres Chefs versammelt.

Nagel erkundigte sich bei jedem einzelnen nach Tätigkeit, Gesundheit und Familie. Zwei Verheiratete schied er aus. Als diese das Zimmer verlassen hatten, setzte er den übrigen in kurzen Worten seinen Plan auseinander.

Er erklärte, daß es sich hierbei vorwiegend um wissenschaftliche Zwecke handle, die aber unter Umständen für Deutschland große Bedeutung erlangen könnten. Gebraucht würden zwei Flugzeugführer und zwei Hilfsingenieure, die funkentelegraphisch ausgebildet seien. Als Gehalt stellte er 1000 Dollar pro Monat in Aussicht, die nach glücklicher Heimkehr zur Auszahlung gelangen würden. Für einen etwaigen Todesfall erhielten die Hinterbliebenen 10 000 Dollar. Herr Martens übernähme die Bürgschaft für die Erfüllung der Bedingungen.

Alle acht Männer erklärten sich bereit, mitzufahren. Da keiner freiwillig zurücktrat, sollte das Los entscheiden.

Der junge Ingenieur Liebhard bat Martens, ihm ein paar Worte zu gestatten.

„Fliegen Sie anstatt mit einer Maschine mit zweien und nehmen Sie uns alle mit", sagte er zu Nagel.

„Das würde die Kosten bedeutend und unnötig vermehren", meinte dieser.

„Dafür wäre eine viel größere Sicherheit des Unternehmens verbürgt. Einer Maschine kann leicht ein Unfall zustoßen. Eine Notlandung auf dem Wasser oder auf Eisbergen könnte zu Bruch führen. In einem solchen Falle würde die zweite Maschine die Insassen aufnehmen. Wenn sich auch die Kosten für das Unternehmen verdoppeln, so ist die Wahrscheinlichkeit, es zum guten Ende zu führen, verzehnfacht."

„Ich stelle auch die zweite Maschine unentgeltlich zur Verfügung", rief Martens. „Ja, ich bin froh über diese Lösung, denn jetzt erst hoffe ich mit Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang."

„Den großen Vorteil des Vorschlages sehe ich wohl ein", sagte Nagel. Doch vermag ich mich heute nicht zu entscheiden, weil noch andere Faktoren mitsprechen." Er wandte sich zu den jungen Männern: „Ich nehme also vorläufig Ihr Anerbieten dankbar an und bitte, mir Namen und Personalien in diese Liste einzutragen, damit ich die Pässe besorgen kann. In wenigen Tagen hoffe ich, Ihnen mitteilen zu können, ob ich Sie alle mitnehme oder ob die Hälfte von Ihnen zurückbleiben muß."

Als die Freunde wieder allein waren, fragte Nagel:

„Du bist wohl Dollarmillionär geworden, daß du so freigebig mit deinen kostbaren Maschinen umspringst?"

„Mir geht es geschäftlich gut. Gott sei Dank. Und mein zweites Flugzeug, den „Stößer", vertraue ich dir deswegen nicht ungern an, weil ich in letzter Zeit gewarnt worden bin, mich vor den Franzosen in acht zu nehmen. Die Existenz der beiden Rapidflieger ist allerdings nur wenigen Zuverlässigen meiner Leute bekannt. Aber vielleicht ist doch etwas durchgesickert. Darum wäre es mir auch lieb, wenn du dich sobald wie möglich mit beiden Maschinen auf den Weg machtest."

„Wer wird die Flugzeuge steuern?"

„Zwei von den jungen Ingenieuren, die eben hier waren, Gerling und Liebhard. Sie gehören zu den Eingeweihten und haben die Rapidflieger bereits in nächtlichen Flügen gefahren."

(Fortsetzung folgt.)

Heitere Geschichten aus dem alten Berlin.

Seit etwa einem Jahr ist das alte Berliner Panoptikum von Kastan mit seinen Wachsfiguren-Raritäten verschwunden. Es hat der neuen Zeit, die nicht mehr Muße zu beschaulicher Bewunderung alter Kuriositäten hat, wie der alte Kastan sie zeigte, weichen müssen. Unter einem ähnlich lautenden Titel, wie ihn das alte Wachsfigurenkabinett trug, bringt nun ein Büchlein allerhand Erinnerungen aus alten Zeiten.*) Hohe und höchste Persönlichkeiten aus den Berliner Hofkreisen, Gelehrte, Künstler, Schauspieler, trinkfeste Kämpen am Stammtisch, alte Gastwirt-Originale, die alle im alten Berlin stadtbekannt waren, werden vom Verfasser in heiteren Anekdoten festgehalten und lassen gemütliche Zeiten, die längst vergangen sind, wieder lebendig werden.

Einen schönen Teil seines bunten Anekdotenstraußes hat der Verfasser am ehemaligen Hof und in der Hofgesellschaft gepflückt. Die folgenden zwei Geschichtchen sollen als Probe dienen:

König und Student.

Friedrich Wilhelm III. war eine freudlose Natur. Schüchtern von Hause aus, durch die furchtbaren Schicksale ganz und gar verzagt und mißtrauisch geworden, vermied er mit seinen steigenden Jahren mehr und mehr jede lebhaftere Unterhaltung. Zuletzt hatte er sich eine höchst sonderbare Sprechweise angewöhnt, und er drückte sich stets nur noch in der Infinitivform aus. Eines Tages begegnete ihm folgendes: Er machte sehr häufig seinen Morgenspaziergang von seinem Palais aus gegenüber dem Zeughause, dem ehemaligen Kronprinzenpalais, bis hin zu seinem Lieblingsplatze im Tiergarten, an welchem auch die Königin Luise so gern weilte, ganz ohne jede Begleitung. Nicht einmal ein Diener durfte ihm folgen. Selbstverständlich wurde der König, den jedes Berliner Kind kannte, auch von jedermann

*) J. Kastans Lustiges Panoptikum. Drollige Geschichten aus verklungener Zeit. 156 S. Bei Hoffmann & Campe, Hamburg.

ehrfurchtsvoll gegrüßt. Jedermann blieb entblößten Hauptes vor dem Herrscher stehen. Ein flotter Student jedoch, der eben erst in Berlin eingerückt war, wandelte völlig ahnungslos seines Weges, ohne von dem vorübergehenden königlichen Spaziergänger irgendwie Notiz zu nehmen. Der König, wohl eigentlich mehr über diesen ungewöhnlichen Vorfall erstaunt als irgendwie aufgebracht, redete den neugebackenen akademischen Bürger mit den Worten an: „Wer sein?“, „Student sein!“ lautete die unbefangene Antwort. „Esel sein!“ hieß es von der Gegenseite, „Selber sein!“ kam es prompt zurück. Das Zwiegespräch, aus ganzen acht Worten bestehend, war zu Ende.

Noch in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts war von dieser drastischen Begegnung zwischen dem Könige und einem Studenten vielfach in Berliner Kreisen die Rede, sobald sich einmal das Gespräch auf Friedrich Wilhelm III. und seine kuriose Ausdrucksweise hinlenkte.

Friedrich Wilhelm IV. und der Schloßdiener.

Die immer stärker sich geltend machenden politischen Vorwärtsbestrebungen im gesamten gebildeten Bürgertum und auch eines Teiles des Adels hatten den lange widerstrebenden König schließlich dazu vermocht, einen vereinigten Landtag einzuberufen. Nun war die lebhafte Phantasie Friedrich Wilhelms IV. mit nichts eifriger beschäftigt, als mit den Vorbereitungen zur Eröffnung dieser Haupt- und Staatsaktion. Der gelehrte Oberhofzeremonienmeister, Graf Stillfried-Alcantara, sein Beamtenstab, die Spitzen der Verwaltung in der Staatsbibliothek mußten gründlichste Studien machen und die geschichtlichen Urkunden über derartige Feierlichkeiten durchforschen. Endlich waren die Anordnungen unter steter eifrigster Mitwirkung des Königs für den bei der Eröffnungsfeier im Weißen Saale des Schlosses zu entfaltenden Pomp bis ins Kleinste festgestellt. Die geplagten Obersten- Oberen- und Hofchargen atmeten erleichtert auf, wie von einem schweren Alpdruck erlöst. Im Stillen verwünschten sie den ganzen Plunder, der ihnen in den Seelen tief verhaßt war. Nun war der viel ersehnte Eröffnungstag erschienen. Den König litt es nicht vor Ungeduld in seinen Privatgemächern. Er begab sich aus seinen Räumen ohne jede Begleitung in den Weißen Saal, um noch einen letzten Blick auf die getroffenen Anordnungen zu werfen. Aber man beschreibe sein Erstaunen, als er einen Schloßdiener auf dem Throne behäbig breit dasitzend erblickt! Der König war im ersten Moment keines Wortes mächtig. Der unglückliche Diener vor Schreck völlig gelähmt, war außerstande, sich von seinem Sitze zu erheben. Endlich fuhr der König in höchster Erregung das halb bewußtlose Menschenkind von Diener mit den Worten an: „Wie kann er so unverschämt sein, sich auf den Thron zu setzen. Dumm genug ist er dazu!“

„Es kost' zwar nischt, aber et is ooch danach!“

In der alten chirurgischen Universitäts-Klinik in der Ziegelstraße wurden nach der Beendigung der eigentlichen Krankenvorführungen und der erforderlichen operativen Eingriffe durch den hierfür bestellten Professor — wir sprechen von der Glanzzeit Langenbecks — von den Assistenten Übungen in der sogenannten Kleinchirurgie abgehalten. Jeder der Zuhörer konnte sich dabei beteiligen. Da es dazumal um die Pflege der Zahnheilkunde in Berlin gar übel bestellt war, an einen besonderen Lehrstuhl für Zahn- und Mundkrankungen war noch lange nicht zu denken, so war der Zulauf der vielen von Zahnschmerzen Geplagten nach der Ziegelstraße ein gewaltiger. Die Studenten fanden daher ein reichliches Material vor, um sich in der Kunst des Zahnziehens die nötige Geschicklichkeit zu erwerben. Der Zahnziehschlüssel war zu jener Zeit das allgemein angewendete Instrument, und wem es beschieden war, dessen persönliche Bekanntschaft zu machen, der denkt noch nach Jahrzehnten mit Schaudern an sie. Eines Tages erschien nun ein kräftiger, etwa dreizehnjähriger Bursche, um sich den bösen Insassen hinausbefördern zu lassen. Aber der Zahn saß fest im Unterkiefer, und der arme Kerl litt fürchterlich unter den immer wieder angestellten fruchtlosen Versuchen. Er heulte vor Schmerzen, er schrie wie der verwundete Mars nach dem klassischen Zeugnisse Homers, so daß schließlich Langenbeck selbst aus seinem Zimmer in den Hörsaal eilte und nach der Ursache des entsetzlichen Lärms fragte. Er nahm den bedauernswerten jungen Menschen noch einmal vor, suchte ihn zu beruhigen, setzte den Schlüssel an, und es gelang ihm nach einem kräftigen Ruck den widerspenstigen Zahn herauszuholen. Allgemeiner Jubel und eine gewisse ironisch angehauchte Heiterkeit folgte, in die der geliebte Meister und Lehrer selber einstimmte. Es war nämlich allgemein bekannt, daß dieser Virtuose in der Operationskunst gerade für das in Rede stehende Gebiet nicht geschaffen war. Der arme Bursche wurde nach den vielen erduldeten Schmerzen von Langenbeck väterlich gestreichelt; es wurden ihm die besten Worte gegeben. Nach und nach trat Stille ein, und als der Meister schließlich den von seinem Quälgeist befreiten Burschen nach seinem nunmehrigen Befinden fragte, antwortete der nur: „Et kost' zwar nischt, aber et is ooch danach!“ Die drastische Wirkung dieses Bekenntnisses kann man sich unschwer vorstellen. Noch lange Jahre später entsann man sich bei gleichen oder ähnlichen Vorkommnissen dieses klassischen Ausspruches.

Der König und die Balletteuse.

Um die Weihnachtszeit hatte Friedrich Wilhelm III. mit dem Einkauf der vielen Geschenke alle Hände voll zu tun. Sehr üppig pflegten sie nicht auszufallen. Es kam eben mehr auf die Masse als auf die Beschaffenheit der Einzelstücke dabei an. Am stärksten wurden die Lieblinge der königlichen Theater und besonders das Ballett dabei berücksichtigt. Hier aber hatte sich wiederum die Tänzerin Fräulein Wand der königlichen Huld ganz besonders zu erfreuen. Als nun eines Tages der alte Herr seinem ältesten Sohne die Weihnachtseinkäufe zeigte und beide dann vor den für die Tänzerin bestimmten seidenen Kleidern stehen geblieben waren, bemerkte der Kronprinz so nebenher: „Die wird Fräulein Wand sehr hoch aufnehmen.“

Hexerei gegen Hexerei.

Daß auch der Zauberkünstler, der mit seinen Künsten den Zufall zu meistern und das Unmögliche möglich zu machen scheint, nicht immer sicher ist vor dem Eingreifen unvorhergesehener feindlicher Mächte, die seine Vorführungen durchkreuzen, davon legt der berühmte „Illusionist“ Carl Hertz in einem kürzlich in London erschienenen Buche „Ein moderner Meister der Geheimkunst“ Zeugnis ab.

Einst stellte sich ihm die Tücke des Objekts in der Gestalt eines kleinen Jungen entgegen, dessen er sich als Hilfe bei einer seiner Vorführungen bedienen wollte. Er übergab ihm eine Münze und erteilte ihm genaue Anweisungen, was er nun zu tun habe. Alles ging vorschriftsmäßig vor sich, bis Hertz dem Jungen befahl, die Hand in die Tasche zu stecken, wo er die verschwundene Münze finden werde. Der Junge zog sein dümmstes Gesicht, steckte die Hand in die Tasche und brachte zur unwillkommenen Überraschung des Zauberkünstlers statt der Münze eine Handvoll Kleingeld zum Vorschein. „Das ist alles, was ich herausbekommen habe“, sagte er mit der unschuldigsten Miene, „ich war durstig und habe mir eine Limonade gekauft“. In der Frühzeit seiner Laufbahn ist es dem Zauberkünstler öfters widerfahren, daß er mit Unternehmern in Verbindung trat, die ihm dann nicht die ausbedungenen Gagen zahlen konnten. So geschah es auch einmal nach einer Reihe von Vorführungen, deren Hauptnummer in der Hervorzauberung von Silbermünzen aus der Luft bestand. Als der Zauberkünstler am Ende der Woche auf Bezahlung drang, sagte der Unternehmer: „Sind Sie nicht der Mann, der das Geld aus der Luft herabzaubert?“ „Allerdings, der bin ich“, lautete die Antwort. „Nun wohl, so zaubern Sie sich auch Ihre Gage herunter. Ich kann es nicht.“

In sehr unliebsamer Weise setzte sich einst ein Verschwindungstrick, den Hertz vorführen wollte, in allzu echteste Wirklichkeit um. Der Trick bestand darin, daß er einen Gehilfen in eine Zelle einschloß, die eine verborgene Klappe besaß. Dieser mußte nun durch die Klappe verschwinden, rund um das Haus rennen, während der Zauberkünstler die Zelle öffnete und sie wieder den Zuschauern als leer zeigte. Alles ging ohne Hindernis vor sich; aber als der Verschwundene wieder herbeigezaubert werden sollte, erschien er trotz allem Rufen nicht; er war und blieb verschwunden. Das Rätsel klärte sich erst am nächsten Morgen auf, als der Verschwundene — aus dem Polizeigewahrsam hervorgezaubert wurde. Bei seinem schnellen Lauf aus dem Saale und rund um das Haus war der Gehilfe von einem Schutzmann beobachtet und für einen auf der Flucht befindlichen Dieb gehalten worden. Da er der Landessprache nicht mächtig war, hatte er den Irrtum nicht rechtzeitig aufzuklären vermocht.

Auch ein andermal hatte Hertz einen überraschenden Erfolg mit einem gleichen Trick zu buchen, als er einen französischen Grafen auf dessen Wunsch darin unterwies. Dieser hatte des Zauberers Kunst außerordentlich bewundert und wollte den Trick, nachdem er sein Geheimnis gelernt und auch Proben, die er mit seiner Gattin veranstaltet hatte, befriedigend ausgefallen waren, bei einer in seinem Palais veranstalteten Gesellschaft vorführen. Die Frau betrat die zu diesem Zweck eingerichtete kleine Zelle und verschwand auch ganz vorschriftsmäßig. Aber alle seine Versuche, die Verschwundene herbeizuzaubern, blieben vergeblich, da die Gattin verschwunden war unter Zurücklassung eines Billetts, daß ihr das Leben mit ihrem Mann unerträglich und sie zu ihren Eltern zurückgekehrt sei.



▫▫ Bunte Chronik ▫▫

* **Eine geheimnisvolle Begebenheit** nach dem Tode der schwedischen Königin Ulrike wird von dem Religionsforscher Graf Birger Mörner in dem soeben bei Eugen Diederichs in Jena erschienenen Buche „Tinara“ (die Vorstellungen der Naturvölker vom Jenseits) berichtet: „Nach ihrem Tode wurde die Königin Ulrike von Schweden im Prunkgemache eines Schlosses in der Nähe von Stockholm in einem offenen Sarge aufgebahrt. Königliche Garde hielt im Vorzimmer die Ehrenwache. Um 12 Uhr mittags besuchte die Gräfin Steenbock, die langjährige Vertraute und Hofdame der Entschlafenen, die Königin. Der Offizier führte sie an den Sarg. Hier bedeutete sie durch eine Geste, daß sie mit der Verstorbenen allein gelassen werden wollte. Das geschah. Als aber die Gräfin nach einer langen Zeit nicht wieder zum Vorschein kam, glaubte man, daß ihr etwas zugestoßen wäre. Man öffnete die Tür. Und nun bot sich dem Offizier ein eigenartiger Anblick dar, der sein ganzes Entsetzen herausforderte. Auf seine Schreie hin eilten andere herbei und sahen, wie die tote Königin aufrecht im Sarge stand, neben ihr die Gräfin; und beide hielten sich innig umschlungen. Doch machte es den Eindruck, als ob die beiden nicht fest stünden, sondern eher schwebten. Nach einer Weile legte sich ein Nebel über die beiden Gestalten, in dem sie sich aufzulösen schienen. Die Gräfin war verschwunden, die Königin lag wie zuvor ruhig im Sarge. Nachforschungen ergaben, daß die Gräfin Steenbock überhaupt ihr Haus nicht verlassen hatte, sondern um die Mittagsstunde ganz plötzlich gestorben war. Ein Protokoll von diesem eigenartigen Vorfall, das von sämtlichen Zeugen unterschrieben wurde, befindet sich im schwedischen Staatsarchiv.

*

* **Rockefellers Lebenselixir.** „Dem Öl verdanke ich meinen Reichtum, meine Gesundheit der Buttermilch.“ Mit diesem ehernen Satz gibt der 85jährige „Ölkönig“ John D. Rockefeller, seit den Erfolgen Fords nur noch der zweitreichste Mann der Welt, aber doch immerhin Besitzer ungezählter Millionen Dollar, das Geheimnis seines Lebenselixirs preis. Rockefeller hat viele Jahre seines Lebens zu den „armen Reichen“ gehört, da er beständig an Verdauungsstörungen litt und sich nur von Milch und Biskuits nähren konnte. Jahrelang hat der Multimillionär Hunger gelitten und sich leidenschaftlicher nach einem guten Stück Fleisch gesehnt, wie mancher arme Teufel. Aber mit der ihm eigenen Energie ist er seiner Magenkrankheit zu Leibe gegangen und hat sie schließlich durch Buttermilch besiegt, die er morgens, mittags und abends trank. Natürlich waren die bedeutendsten Magenspezialisten der Welt zur Heilung Rockefellers befohlen, aber all ihre Bemühungen waren umsonst. Da riet vor etwa zehn Jahren der Leibarzt des Krösus, Dr. Biggar, seinem Patienten, es mit saurer Milch zu versuchen. Rockefeller konnte aber die saure Milch nicht vertragen. Da der Arzt annahm, daß Buttermilch ähnliche gute Wirkungen hervorrufen müsse, so verordnete er Rockefeller diese, und siehe da! der Magen des reichen Mannes vertrug die Buttermilch gut, und sie schmeckte „John D.“ vorzüglich. So trank er denn jahraus, jahrein nichts als Buttermilch, die von seinen eigenen Kühen auf seinem Landgut in Poncantico Hills stammte. Er trank dreimal am Tage je einen Liter Buttermilch, und wo er auch immer weilte, wurde ihm dies Getränk nachgeschickt. Das Buttermilchtrinken wurde schließlich so seine Leidenschaft, wie vorher das Geldmachen, und er „versüßte“ sich diese Nahrung, indem er vor jeder Mahlzeit einen Eßlöffel voll Olivenöl dazu nahm. Und die Buttermilch erwies sich als Lebenselixir. Rockefeller konnte Speisen zu sich nehmen, an die er früher noch nicht einmal hatte denken dürfen. Zuerst aß er Lammkeule und Eier, dann kräftigere Speisen. Dazu war ihm verordnet, jeden Tag Golf zu spielen, und zwar hatten seine Partner die strenge Weisung, ihn stets gewinnen zu lassen und ihm Schmeicheleien über sein Spiel zu sagen. Auf diese Weise gewann der Ölkönig den schwersten Kampf seines Lebens, den gegen seinen schlechten Magen. Nach Ansicht seiner Ärzte ist seine Gesundheit jetzt so gekräftigt, daß er 100 Jahre alt werden kann, und er fühlt sich selbst so frisch und jung, wie mit 50.

*

* **Der Rundfunk und die Brieftauben.** In letzter Zeit hat man in Spanien die merkwürdige Beobachtung gemacht, daß Brieftauben, sobald sie auf ihrem Fluge in die Nähe von Luftleitern gelangten, anscheinend alsbald die Flugrichtung verloren und unsicher flatternd ihren Weg suchten. Sie fanden, wie die „Sendung“ mitteilt, ihre Richtung erst wieder, wenn sie aus dem Bereich der Antennen kommen. Es ist wahrscheinlich, daß auch die anderen Vögel durch die Nähe von Funksendestellen in der Sicherheit ihres Orts- und Richtungssinnes beeinträchtigt werden, und es wäre zu wünschen, wenn hierüber Beobachtungen angestellt werden könnten.

*

* **Frechheit.** An einer Haustür klebte eines Abends ein Zettel: „Tür nicht schließen! Habe keinen Schlüssel!“ — Folglich ließen alle die Tür offen, da sie glaubten, ein Nachbar hätte die Schlüssel vergessen. In der Nacht wurde bei Krause im Haus eingebrochen, und als am Morgen der erste den Zettel wieder ansah, war über Nacht hinzugefügt worden: „Der Einbrecher.“

Bücherschau.

Die „Ostdeutschen Monatshefte“.

Die „Ostdeutschen Monatshefte“ haben in den vier Jahren ihres Bestehens eine unbestreitbare Bedeutung erlangt. Sie sind ein wertvoller Werber für unsere junge Heimatbewegung geworden, die uns für unser völkisches Dasein so bitter not ist. Ohne bewußte Verwurzelung im Heimatboden kann ein Volk nicht gedeihen und seine schicksalhaft bestimmte Aufgabe nicht erfüllen. Deshalb gilt es, die Heimatliebe zu pflegen, die in der materialistischen Vorkriegszeit nur verschüttet, nicht versiegt war.

Schon die im vergangenen Jahr erschienenen Heimatsonderhefte der „Ostdeutschen Monatshefte“ zeigen deutlich das Streben nach Vertiefung des Heimatgedankens. Sie haben bleibenden Wert gewonnen. Auch im letzten Halbjahr haben die „Ostdeutschen Monatshefte“ sehr viel Wertvolles gebracht. Es sei z. B. das als Kant- und Schopenhauerausgabe herausgekommene Aprilheft erwähnt. Aus dem Maiheft möchte ich hervorheben eine Abhandlung Dr. La Baumes über steinzeitliche Keramik aus Ostdeutschland — auch eine Widerlegung des Ammenmärchens von der Kulturlosigkeit unserer Altvordern! —, ferner einen Aufsatz über Geist und Wesen des Ostpreußen und einen über die Heim-ins-Reich-bewegung bei unseren Volksgenossen in Deutschösterreich. Auch das Juniheft („Das schöne Oliva“) kann als ganzes wärmstens empfohlen werden. Es ist in seiner Zusammenstellung außerordentlich glücklich und interessant. Das Juliheft enthält einen liebenswürdigen Aufsatz Prof. Fritz Brauns über die Wälder der Ostmark, außerdem u. a. zwei bemerkenswerte Abhandlungen über „Hoffmann von Fallersleben und Flandern“ und „Knut Hamsun und seine Helden“. Im Augustheft finden wir vieles Wertvolle; ich greife die bebilderten Beiträge über Theo von Brockhusen und Pfaehler von Othegraven heraus, nenne ganz besonders den Aufsatz Schulze-Berghofs über „Faust und Zarathustra als Sinnbilder der deutschen Kultur“, während ich andererseits das, was Alfred Biese „zur Geschichte der deutschen Lyrik“ — nicht zu sagen hat, gern vermißt hätte. Das Septemberheft liegt mir leider nicht vor. — Ein äußerst gut gelungener Auftakt für das Winterhalbjahr ist das Oktoberheft geworden. Es enthält eine Reihe wertvoller Beiträge über Dinge, an denen jeder von uns Anteil nimmt. Franz Lüdtke, den wir gern recht oft in den „Ostdeutschen Monatsheften“ wiederfinden würden, hat einen tiefdurchdachten Aufsatz über den Sinn der Ostmark geliefert, den jeder Deutsche mit Genuß und Gewinn lesen wird. Wie eine Mär aus verklungener Zeit mutet der Aufsatz Ed. Dinckhoffs über Narva an, diesen äußersten nach Osten vorgeschobenen Posten germanischer Kultur. Auch diese Erinnerung ist not, denn die Geschichte des baltischen Deutschtums darf auch uns mit Stolz erfüllen, und die Zeugen seiner Taten werden die Zeiten überdauern. — Über Heinrich von Kleists Königsberger Zeit berichtet uns Karl Federn in dem vorliegenden Heft. Über „Waldemar Röslers graphisches Werk“ finden wir einen beachtenswerten Beitrag aus der Feder Dr. Otto Brattskovens. Seine Freunde aus dem Dichterkreis „Die Kogge“ schildert Wilhelm Scharrelmann in feingezeichneten Bildern. Ich möchte schließlich noch erwähnen die lyrischen Gedichte C. F. W. Behls, eines unserer jungen deutschen Dichter. Aber auch alles andere, das das Heft bringt, ist von jener Gediegenheit, die wir an den „Ostdeutschen Monatsheften“ gewohnt sind. Auch die Buchbesprechungen, denen unsere Zeitungen in Polen leider nur selten Raum geben können, werden manchen von Wert sein.

Wer in seiner Heimat mehr sieht als den zufälligen Geburtsort, wer sich in seiner Heimat innerlich verwurzelt fühlt und sie liebt, der lese die „Ostdeutschen Monatshefte“! Es wird niemand bereuen.

H. M—k.

*

Carl Stanitzke: „Heimatsagen.“

A. W. Kafemanns Verlag, Danzig 1924. Der Verfasser dürfte den meisten von uns längst bekannt sein durch die von ihm in Zeitschriften (u. a. im „Deutschen Heimatboten“) veröffentlichten Sagen und Heimatschilderungen. Seine ganze Arbeit ist erfüllt vom Geist echter treuer Heimatliebe. Wieviel Fleiß gehört dazu, all die Sagen, die er in diesem Büchlein veröffentlicht hat, aus der Vergessenheit hervor ans Licht zu ziehen! Niemand, der an der Heimatbewegung Anteil nimmt, kann an diesem Büchlein vorbeigehen. Wir freuen uns dieses verdienstvollen Werkes als eines erneuten Beweises, daß auch in unserm Gebiet die deutsche Liebe zur Heimat nicht erstorben ist, sondern lebt — zu unser aller Bestem!

H. M—k.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.